

Die Lebenden und die Toten

Vom sowjetischen Menschheitsexperiment ist nichts geblieben, Lenin aber träumt in Moskau noch immer vor sich hin. Von Karl Schlögel

«Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alb auf dem Gehirne der Lebenden.» (Karl Marx)

In Zürich hat alles begonnen mit der Abfahrt des sogenannten plombierten Zuges, am Ostermontag, 9. April; am Finnischen Bahnhof stieg Lenin in Petrograd aus und entfachte das Feuer. Heute, hundert Jahre später, beschäftigen wir uns mit der Erbschaft dieser Fahrt ins sowjetische 20. Jahrhundert. Alles ist irgendwie entschieden: Das sowjetische Experiment ist seit einem Vierteljahrhundert beendet. Was vom Kommunismus geblieben ist, ist etwas anderes, kommunistisch drapiert oder Folklore geworden. Es gibt keine Jubiläumsfeiern, die von Pathos oder Enthusiasmus getragen wären. Keinen sensationellen Quellenfund, keinen Wandel eines Paradigmas, der unser Bild von der Oktoberrevolution auf den Kopf stellen würde.

Alles ist irgendwie gesagt, die Ereignisse sind durchdekliniert, Tag für Tag, Feststimmung will nicht aufkommen. Eher herrschen Desinteresse, Ratlosigkeit, Unsicherheit. Es werden Bilder zitiert: Von Cineasten jene vom Sturm aufs Winterpalais, der so nur in der Inszenierung Sergei Eisensteins stattgefunden hat. Workshops rekonstruieren die globale Ausstrahlung der Revolution. Bilder von der Revolution sind heute eher inspiriert von Revolten der Gegenwart: Arabischer Frühling, Tahrir-Platz in Kairo, Gezi-Park in Istanbul, vielleicht noch die schon fern gerückte iranische Revolution. Bilder von «failing states» führen uns irgendwie zurück in die Atmosphäre des untergehenden Zarenreichs. Freilich: Nicht erloschen sind die Strahlkraft der suprematistischen Farbexplosionen, die Kühnheit der Provokation, die Zuversicht auf den Gesichtern von Demonstranten auf dem Newski-Prospekt, die uns doch sagen, dass da noch etwas anderes war als Maserterror, Schmutz und Gemeinheit.

Es gibt nichts mehr zu feiern

Das Ereignis ist begraben unter der Last der Folgen. Wir sind, ob wir wollen oder nicht, die Nachgeborenen, die immer schon wissen, wie die Geschichte ausgegangen ist, und die schwierigste Denkopration ist: sich von der heimlichen Teleologie zu befreien, die alles in Stalins Terror, ins Universum der totalen

Macht hineinlaufen lässt. Lenins Wort, der verstand, wie die Masse tickte, dieses Doktrinärs, der mit der sozialistischen Orthodoxie brach, dieses Mannes, der die Revolution herbeigesehnt hatte und doch von ihr überrascht worden war, als es so weit war – nicht einmal er wusste, was werden sollte, er hatte kein Programm, ausser der vagen Ahnung, dass es vielleicht noch andere Wege auf die «Höhen der Zivilisiertheit» geben würde für ein rückständiges Land als den des westlichen Kapitalismus: Man stürzt sich ins Getümmel und wird dann sehen: «On s'engage, et puis on voit.» So gesteht er es, ausser Gefecht gesetzt fast schon auf dem Totenbett.

Präsident Putin weiss mit der Revolution nichts anzufangen, sie hat das Imperium zerstört, sie wurde von vaterlandslosen Gesellen mit Unterstützung des deutschen Feindes durchgesetzt, sie hat den Völkern des untergegangenen Reiches die Zügel schiessen lassen, und Lenin selbst ist verantwortlich für die Grenzziehung zur Ukraine, die Putin heute gerne revidieren möchte. Also keine Jubiläumsfeier im Jahre 2017.

Das war nicht immer so. Der 7. November war der erste und wichtigste Feiertag der UdSSR. Es war der Tag der Paraden, der Aufmärsche, der Rituale der Macht. Man musste in der Welt draussen nichts wissen vom Grossen Oktober, als Fernsehzuschauer wurde man daran erinnert: Anfang November, auch am 1. Mai, später erst kam der Tag des Sieges am 9. Mai hinzu, der schliesslich mit seinem militärisch-patriotischen Zeremoniell alles in sich aufzog. Man könnte entlang der runden Jahrestage des Grossen Oktober die Geschichte der Sowjetunion erzählen: 1927 mit dem schon wegretuschierten und verbannten Trotzki; 1937 der Jahrestag mit Flugzeugen und Fiskulturniki-Gruppen auf dem Roten Platz, während gleichzeitig die Welle des Grossen Terrors mit Hunderttausenden von Exekutierten rollt; 1957, als die Bilder Stalins schon abgesetzt sind, und 1967, beim 50. Jahrestag, bei dem sogar Veteranen der Erstürmung des Winterpalais dabei sein dürfen.

Ein Kubus aus rotem Granit

Nach dem Ende der Sowjetunion verliert der Tag seinen Status, man laboriert und sucht nach Ersatz, benennt ihn um, bietet andere Jubiläen an: den Tag der Einheit und Versöhnung schon unter

Jelzin, während für die Anhänger der kurzfristig verbotenen Kommunistischen Partei der Tag sakrosankt bleibt. Hauptbühne für dieses Ritual waren nicht der Schlossplatz und der Newski-Prospekt in Leningrad, also der Originalschauplatz von 1917, sondern Moskau, der Rote Platz, in dessen Zentrum das Mausoleum, in dem Lenin lag oder das, was von ihm nach jahrzehntelanger Konservierung übrig geblieben war.

An keinem Punkt verdichtete sich die sowjetische Memoriallandschaft so sehr wie hier: im Kubus aus rotem Granit und schwarzem Labrador, der den gewaltigen Platz zusammenzuhalten schien, ein ikonisches Bild weit über die Sowjetunion hinaus. Dort standen die Führer aufgereiht, in späteren Jahren in bürgerlichem Anzug mit altmodischen Hüten. Auf sie richtete sich der Blick der Korrespondenten, die dazu verurteilt waren, aus der Aufstellung der Parteiprominenz auf der Tribüne auf Machtverhältnisse und Rangordnungen zu schliessen.

«Die da oben» blickten herab auf die Marschkolonnen, auf die Panzer und Langstreckenraketen, auf die fähnenschwingenden Werk tätigen, die das Privileg hatten, an den Mächtigen vorbeizufilieren zu dürfen oder zu müssen. Bis zuletzt war es die Manifestation einer Hierarchie zwischen «denen da oben» auf dem Feldherrenhügel und dem Fussvolk, «denen da unten». Eine im Innersten immer militaroide Veranstaltung, hergeleitet aus Krieg, Revolution und noch einmal Krieg.

Das Mausoleum war das Zentrum der alljährlichen Zeremonie, die mit dem Glockenschlag vom Spasski-Turm begann und mit dem Grossen Feuerwerk am Nachthimmel von Moskau schloss. Immer gleich und ohne Überraschungen, als müsste es so bleiben in alle Ewigkeit, wie die Sowjetunion selbst, so dass man leicht die schier aberwitzige Konstellation übersah: dass sich alles um ein Grabmal, um eine Nekropole inmitten einer Metropole herum drehte. Die Ansprachen über die leuchtende Zukunft wurden gehalten auf der über einem Grab errichteten Tribüne. Das Leben einer Stadt, eines Staates kreiste um ein Totenmal, «wichtiger als Mekka und Jerusalem», so Leonid Krassin, ein hoher Funktionär und Befürworter des Baus eines Mausoleums. Doch der Totenkult war nicht von vornherein geplant und auch nicht planbar, so wenig wie die russische Revolution selbst «gesetzmässig» in die Herrschaft der Bolschewiki eingemün-

det war, wie der historische Materialismus glauben machen wollte.

Ein blasphemischer Akt

Den Kult um Lenin gab es bereits vor seinem Tod, aber dass der Führer der Revolution einbalsamiert, mumifiziert, in einem Kristallsarg (immerhin von Konstantin Melnikow entworfen) ausgestellt werden und zum Zielpunkt von Abermillionen Pilgern, Schaulustigen und Touristen werden würde, das war nicht vorgesehen. Für die Witwe und Kampfgefährtin Nadjeschda Krupskaja wie die säkular sozialisierte Intelligenzia war es nichts Geringeres als ein blasphemischer Akt. Totenkult und Mumifizierung ergaben sich nach und nach. Der Andrang beim Totendefilee war gewaltig – also verlängerte man seine Dauer.

Der Winter Anfang 1924 war extrem kalt, also konnte der Körper gut erhalten werden. Aus dem provisorischen hölzernen Mausoleum, das Alexei Schtschussew in einer Nacht entworfen hatte (auch ägyptische und aztekische Pyramiden waren unter den Entwürfen), wurde das Mausoleum aus Beton und Granit, das bis heute zu sehen ist. Es war anfangs auch nicht klar, ob ein Mausoleum die angemessene Form des Andenkens an Lenin sein sollte. Die Avantgarde dachte an nützliche Zweckbauten – Kulturkomplexe mit Telegrafestationen, Bibliotheken, Theatersälen – oder eine der New Yorker Freiheitsstatue nachgebildete Lenin-Statue im Hafen von Leningrad. Bald stellte sich heraus, dass es Möglichkeiten gab, Körper zu konservieren. Es waren ausgerechnet Experten, die vor der russischen Revolution geflohen und zurückgekehrt waren, denen man die verantwortungsvolle Aufgabe der Mumifizierung übertrug.

Aus dem Bündnis von fortschrittsgläubiger Wissenschaft und legitimationsbedürftigen politischen Führern ging der endgültige Kult hervor. Zum Geist der Zeit gehörten auch die Präparierung und «materialistische» Analyse von Lenins Hirn, wozu internationale Koryphäen herangezogen worden waren, oder die in den 1920er Jahren in manchen Kreisen grassierende futuristisch-kosmistische Idee, Krankheit, ja der Tod selbst lasse sich besiegen.

Aus einer Improvisation wurde ein Dauerzustand, und aus dem Dauerzustand sollte die Ewigkeit werden, unterbrochen nur von der Evakuierung des Sarkophags in den Tagen des deutschen Angriffs auf Moskau 1941 nach Tjumen, von wo er 1945 zurückkehrte – Ausdruck unbedingter Siegeszuversicht. Die grossen Paraden, mit denen der Sieg über Hitler-Deutschland gefeiert wurde, sind denn auch untrennbar mit dem Bild vom Roten Platz und vom Mausoleum verbunden, das von da an mehr mit dem Sieg über Hitler als mit der Oktoberrevolution assoziiert wurde, und damit

auch mit dem Namen und Porträt des Generalissimus Stalin, der dort 1953 neben Lenin aufgebahrt wurde.

1961 wurde er von dort entfernt und unweit des Mausoleums bestattet in einer Reihe, in der sowohl Leuchten der Wissenschaft wie Igor Kurtschatow, der grosse Atomphysiker, als auch Verbrechergestalten wie der Ankläger der Moskauer Schauprozesse, Andrei Wjuschinski, die letzte Ruhe fanden. Dass der Schriftzug «STALIN» vom Eingang des Mausoleums entfernt wurde, heisst nicht, dass er keine Verehrer mehr hatte oder hat, wie die allzeit frischen Blumen an seinem Grab bezeugen.

Einmal errichtete Institutionen tun ihre Dienste, auch wenn das System, das sie inaugurieren hatte, den Geist aufgegeben hat. So ist es auch mit dem Laboratorium, das unterhalb des Mausoleums eingerichtet worden ist, und mit dem Institut für toxikologisch-medizinische Forschungen, das sich bis heute mit der Konservierung des Körpers beschäftigt. Man kann davon ausgehen, dass ein Körper, so oft und vielfältig bearbeitet, eine Metamorphose durchgemacht hat, bei der Lenin als blosses Symbol und Lenin als historischer Körper miteinander verschmolzen sind. Aber auch Lenin verdient es nicht, als Museumsobjekt ausgestellt zu werden, besichtigt und bestaunt von Gläubigen, noch mehr aber von Touristen aus aller Welt.

Es war unvermeidlich, dass die Diskussion über das Schicksal des balsamierten Lenin und des Mausoleums immer wieder aufbrach, verschärft nach dem Ende der Sowjetunion. Der Rote Platz, einst quasiasakraler Vorhof der Macht, Bühne für minuziös choreografierte Massenspektakel, ist an vielen Tagen wieder städtischer öffentlicher Raum. Es gab dort Musikfestivals, Rockkonzerte, Military-Tattoos, einmal sogar ein internationales Treffen der Zirkuswelt (Zirkuszeltel auf dem Roten Platz!), all dies in unmittelbarer Nähe zum Mausoleum, also einem Grabmal.

Naheliegende Lösung

Aber noch immer gibt es keinen Entscheid über das Schicksal des Toten. Am klarsten für die Beibehaltung spricht sich die Kommunistische Partei Genadi Sjuganows aus, die Lenin regelmässig ihre Aufwartung macht. Viele wie die Organisation Memorial fordern die Bestattung der sterblichen Überreste auf dem Friedhof in St. Petersburg im Kreis seiner Angehörigen, andere wollen die Entscheidung der Familie überlassen, wieder andere verlangen, den Roten Platz in seine vorrevolutionäre Gestalt zurückzusetzen und das Mausoleum zu beseitigen.

Putin setzt auf Zeit, wartet ab, angeblich aus Rücksicht auf die, deren Leben mit Namen und Nimbus Lenins verbunden sind – das Land ist ja bis heute mit

Lenins Namen codiert: Lenin-Strasse, Lenin-Institute, Lenin-Fabriken usw. Erstaunlich war die Wortmeldung des Kulturministers Wladimir Medinski, der sich durch scharfe Denunziationen aller Kremlkritiker einen Namen machte: Für ihn ist die Nachbarschaft von Totenkult und Rockkonzerten «Nekrophilie». Auf den 100. Jahrestag der Oktoberrevolution wird 2024 der 100. Todestag des einstigen Staatsgründers folgen. Niemand weiss, was bis dahin geschieht, denn nichts ist, wie es in der untergegangenen Sowjetunion hiess, weniger vorhersehbar als die Vergangenheit.

Dabei gäbe es eine naheliegende Lösung: das Mausoleum, Alexei Schtschussews Red Cube, ein Meisterwerk des Konstruktivismus, zur Gedenkstätte und zum Mahnmal für die Hekatomben derer zu machen, die im sowjetischen Jahrhundert unter die Räder gekommen sind.

—
Karl Schlögel lehrt osteuropäische Geschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder. Soeben ist bei C. H. Beck sein Buch «Das sowjetische Jahrhundert. Archäologie einer untergegangenen Welt» erschienen.